



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Markgraf, H.: Friedrichs des Großen erster Waffengang. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Gesellschaft in großen Krisen erhalten will, muß sie nehmen wie sie sind, muß wie ein Arzt deren Krankheiten studiren und die Heilmittel wählen ohne Rücksicht auf ein System, wie logisch es auch aufgebaut sein möge!



Friedrichs des Großen erster Waffengang.

2.



Im 24. Hefte dieses Jahrgangs der „Grenzboten“ war im Anschluß an den ersten Band von C. Grünhagens „Geschichte des ersten schlesischen Krieges“ erörtert worden, wie dieser Krieg, ganz abgesehen von den Erfolgen, die er für Preußen gehabt hat, hauptsächlich dadurch ein hervorragendes Interesse erwecke, daß der junge König von Preußen gleich in seiner ersten Unternehmung die politische Lage des damaligen Europas mit jener kaltblütigen Sicherheit beurtheilt und für seine Pläne zu benutzen verstanden habe, die sofort den großen Herrscher erkennen läßt. Zwischen dem englischen Drängen, ihn gegen möglichst geringe Opfer Oesterreichs auf dessen Seite herüberzuziehen, und den französischen Bemühungen, ihn für eine antiösterreichische Allianz zu gewinnen, hatte er mit souveräner Ueberlegenheit seinen eignen Standpunkt eingenommen, und wenn ihn schließlich im Sommer 1741 nach seinem Siege bei Mollwitz die Starrheit des Wiener Hofes, verbunden mit der kleinlichen und widerspruchsvollen Politik Georgs II. von England zum Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich trieb, trotz der Abmahnungen seines Ministers Podewils, so war er doch entschlossen, sich nicht die Rolle desjenigen vorschreiben zu lassen, der nur für die andern die Kastanien aus dem Feuer holt, und durch seine Waffenthaten an der Herbeiführung politischer Veränderungen zu arbeiten, die schließlich mehr den Franzosen als ihm zu Gute gekommen wären. Wenn das französische Cabinet danach strebte, außer Baiern und Preußen auch Sachsen in eine antipragmatische Coalition zu vereinigen und beinahe sämtliche cisleithanische Länder Oesterreichs unter diese Staaten zu theilen, so mußte auf diese Weise Oesterreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden, ohne daß eine andre deutsche Macht stark genug wurde, um Frankreich ein Gegengewicht zu bieten und so den europäischen Continent gegen die gefährliche Präponderanz dieses Staates zu schützen, wie es bisher das Haus Habsburg vermocht hatte. Andererseits waren dabei für Sachsen und Baiern Vergrößerungen in Aussicht genommen,

die an Umfang das, was er zu gewinnen hoffte, weit übertrafen, während er doch der einzige war, der den festen Boden wirklicher militärischer Macht, die ihre Leistungsfähigkeit schon bewiesen hatte, unter den Füßen hatte und deshalb den Plänen des Cardinals Fleury gegenüber seine Selbständigkeit mit ganz anderm Nachdruck betonen konnte als Baiern und Sachsen. Wie die Franzosen mit Baiern umgingen, berichtete ihm sein Gesandter in München, Graf Schmettau. Als dieser bei den Berathungen über die Operationen des bairisch-französischen Heeres im Einverständniß mit dem Kurfürsten darauf drang, daß man nicht nach Böhmen, wie die Franzosen wollten, sondern gegen Oesterreich, und nicht nur bis Linz, wie die Franzosen endlich zugestanden, sondern bis Wien vordringe, welches damals kaum eine Belagerung ausgehalten hätte, flüsterte ihm der Marquis Beauveau in hochmüthiger Uebereilung zu: „Wenn wir den Kurfürsten zum Herrn von Wien machen, werden wir nicht mehr seine Herren sein.“ Es war dann in demselben Monat September, daß in Frankfurt am Main unter Vermittlung des französischen Gesandten Marschalls Belleisle Baiern und Sachsen einen Vertrag abschlossen, in welchem diese beiden Mächte die österreichischen Erblande in der Weise unter sich theilten, daß Baiern Böhmen, Oberösterreich, Tirol und die vorderösterreichischen Lande erhalten sollte, Sachsen dagegen Oberschlesien bis zur Neiße, Mähren und das Quartier Obermannhartsberg von Niederösterreich, zugleich auch den Königstitel für Mähren. Indem beide Mächte für diesen Vertrag die Garantie Preußens ausbedungen, natürlich gegen die Zusicherung Niederschlesiens an letzteres, und Frankreich nun auf Friedrichs Beitritt hinarbeitete, trat diesem das Unerwünschte und Gefährliche dieses Ausgangs so lebhaft vor die Seele, daß es ihn zu jenem merkwürdigen diplomatischen Coup bewog, der als die Convention von Kleinschnellendorf bekannt ist.

In dem soeben erschienenen zweiten Bande seines Werkes (Gotha, F. A. Berthes) ist es Grünhagen gelungen, namentlich durch seine Studien im Londoner Archive, speciell durch die Einsicht der Papiere des Lord Hyndford, der als beiderseitiger Vertrauensmann die Hauptrolle dabei gespielt hat, unsre bisher lückenhafte Kenntniß von den der Convention vorhergehenden Verhandlungen und somit auch von ihrer Bedeutung und den Absichten, die der König damit verfolgt hat, so zu ergänzen, daß nichts wesentliches mehr dunkel bleibt. Er hat dann auch der genauen, schrittweisen Darstellung der vom 9. September bis zum 9. October reichenden Unterhandlungen, der Zusammenkunft Friedrichs mit Meipperg am 9. October in Kleinschnellendorf und der Art, wie beide Theile nachträglich sich zur Ausführung der Verabredungen stellen, eine eingehende Betrachtung beigegeben, die die Handlungsweise des Königs von allen Seiten ohne Voreingenommenheit beleuchtet.

Friedrich lag im September vor Neiße Meipperg gegenüber, dessen Armees die einzige operationsfähige war, welche Oesterreich zur Zeit noch hatte, und welche sich entschließen mußte, den Preußen gegenüber zurückzuziehen, wenn es

dem endlich vorrückenden französisch-bairischen Heere überhaupt Widerstand entgegenzusetzen wollte. Einer ernstlichen Belagerung schien Meisse nicht gewachsen. Da bot nun der König selbst zunächst zu einer militärischen Convention die Hand, die Meipperg den Abmarsch erleichterte. Meisse sollte ihm nach einer pro forma geführten vierzehntägigen Belagerung übergeben werden; dafür verpflichtete er sich, nicht offensiv gegen Oesterreich vorzugehen, sondern nur zum Schein und zur Täuschung seiner Verbündeten den Krieg weiterzuführen, wozu dann auch die Vornahme von Winterquartieren in Oberschlesien gehören sollte. Gewann der König hiermit militärisch durch Vertrag nicht gerade mehr, als was ihm durch den Zwang der Lage binnen einigen Wochen doch zufallen mußte, so ist es in der That nicht leicht, den Schlüssel zum Verständniß dieser Handlungsweise zu finden, die in den Augen seiner Verbündeten doch nicht anders als vertragswidrig erscheinen konnte. Zum guten Theile mag ihn die im Verlaufe dieses ersten Krieges wiederholt hervortretende Ungeduld — er war erst 29 Jahre alt —, sich der Festung Meisse und damit der sichern Herrschaft über Niederschlesien zu bemächtigen, angetrieben haben, aber Grünhagen betont doch mit guten Gründen, daß es zugleich in seinen Intentionen lag, der militärischen Convention auch eine politische Verständigung mit Oesterreich folgen zu lassen, ehe er sich durch den Zutritt zu dem bairisch-sächsischen Theilungsvertrage gegen Oesterreichs Gegner die Hände band. Da ist es denn freilich sehr verwunderlich, daß er die ganze Verhandlung vor seinem Minister Podewils, der sich doch im Verlaufe des ganzen Krieges als ein tüchtiger Diplomat und ergebener Diener seines Herrn bewiesen hat, geheim hielt und bei der Schlußverhandlung in Kleinschnellendorf sich um die Fassung des von Lord Hyndsford darüber aufgesetzten Protocolls, des einzigen in der ganzen Angelegenheit abgefaßten officiellen Actenstücks, so wenig kümmerte. Formell verpflichtete dasselbe nur ihn zu einer veränderten politischen Haltung, nicht aber in gleicher Weise die Oesterreicher; er hatte für sich nur den recht bedenklichen Ausweg jener Erklärung, daß er sich an nichts gebunden halten, ja alle Verabredungen ableugnen werde, wenn Oesterreich nicht binnen wenigen Wochen unter Abtretung von Schlesien mit Meisse Frieden mache und bis dahin das tiefste Geheimniß bewahre. Auch die Haltung Meippergs, die summarische und mangelhafte Art, wie er über seine Zusammenkunft mit dem König und dessen dabei vorgetragene Absichten berichtet, ist, wie Grünhagen hervorhebt, überaus verwunderlich. Der Wiener Hof kam dadurch in die Lage, begehrlche Gegenforderungen aufzustellen, die Friedrich gegen Meipperg schon bestimmt abgelehnt hatte, wie namentlich seine Stimme für die Kaiserwahl Franz Stephans, und so erfolgte denn auch keine Verständigung. Friedrich selbst gab den Gedanken an die Möglichkeit, auf diesem Wege eine solche zu erzielen, innerlich schon auf, ehe er noch durch die Verletzung des stipulirten Geheimnisses einen formellen Grund dazu erhielt. So trat er schließlich doch am 4. November dem Partagetractat bei, dessen Bestimmungen ihm um-

weniger gefielen, als er wußte, daß Sachsen mit allem Eifer auch ein Stück von Böhmen erstrebte. In Berücksichtigung aller dieser Momente wird man dem Urtheile Grünhagens wohl beipflichten, wenn er diese Kleinschnellendorfer Episode, die aus des Königs eigener Initiative entsprang, bestimmt für einen Fehler erklärt. Sie hat dem Rufe Friedrichs nicht ohne sein Verschulden geschadet und ihm keine Vortheile gebracht, die er nicht auf andre Weise sicher hätte gewinnen können. Seine lange politische Laufbahn hat denn auch etwas ähnliches nicht wieder aufzuweisen.

Der Gesichtspunkt aber, sich möglichst unabhängig von den Franzosen zu stellen, hörte nicht auf, seine Handlungsweise zu bestimmen, wenn er ihn auch einen andern Weg einzuschlagen veranlaßte. Zwar war, als im November 1741 Prag in die Hände eines bairisch-französischen, von den Sachsen unterstützten Heeres gefallen war, Karl Albert von Baiern zum König von Böhmen gekrönt und im Januar 1742 auch in Frankfurt zum Kaiser gewählt worden, aber fast gleichzeitig gelang es dem österreichischen General Rhevenhüller, Oberösterreich zurückzugewinnen und in Baiern selbst einzudringen. In diesem Moment griff Friedrich von neuem ein mit dem Plan, Baiern durch eine militärische Diversion gegen Mähren und Niederösterreich Luft zu schaffen, die er unter seiner eignen Führung hauptsächlich mit den Sachsen und einem kleinen französischen Corps ausführen wollte. Wenn der Kurfürst von Sachsen Mähren haben wolle, meinte er, müsse er es auch erobern helfen. Er wollte durchaus die Sachsen von den Franzosen weg und aus Böhmen herausziehen, wo er sie nun einmal keine Eroberungen machen lassen wollte. Böhmen für Baiern, Mähren und ein Theil von Oberschlesien für Sachsen — das war sein Programm; das übrige sollte den Oesterreichern verbleiben. Gönnte er den Sachsen eine Vergrößerung, so sollten sie ihn doch nicht mit ihren Besitzungen umfassen, was geschehen wäre, wenn sie einen Theil des nördlichen Böhmens erhalten hätten; dagegen erschien ihm die sächsische Herrschaft in Mähren schon deshalb vortheilhaft, weil sie sich zwischen Preußen und zwischen Oesterreich schob, auf dessen freundschaftliche Gesinnung der König auch in Zukunft nicht glaubte rechnen zu können. Und zum guten Ende behielt, wenn er mit den Sachsen Mähren eroberte und durch Bedrohung Wiens die Oesterreicher zum Verlassen Baierns zwang, er selbst und nicht die Franzosen die Möglichkeit, den Frieden zu dictiren in der Hand. Aber die militärischen Pläne mißlangen aus mancherlei Gründen, theils durch die Schwäche der Sachsen, deren Commando fortwährend zwischen den Forderungen der Preußen und der Franzosen hin und her schwankte, theils durch die Fehler des eignen Feldzugsplanes. Im Anfang des Sommers mußte sich Friedrich nach Böhmen zurückziehen, um die Verbindung mit Prag zu unterhalten, und hier die Entscheidung auf dem Schlachtfelde von Chotusitz suchen. Doch hatten inzwischen andre Abtheilungen seines Heeres ganz Oberschlesien und die Grafschaft Glatz eingenommen.

Sofort übte dieser militärische Mißerfolg nun wieder seine Wirkung auf die politische Haltung des Königs. Es ist ja begreiflich, daß er die Lust verlor, sich noch weiter für eine Vergrößerung Sachsens zu interessiren, eher hielt er noch daran fest, daß eine Verstärkung des Kurfürsten von Baiern und nunmehrigen Kaisers durch den Besitz von Böhmen für Deutschland im allgemeinen, wie speciell auch für Preußen vortheilhaft sei; doch ließ er auch dies bald fallen. Wiederum aus der Hyndfordschen Correspondenz weist Grünhagen darauf hin, daß nicht erst nach seinem Rückzuge aus Mähren nach Böhmen, sondern bereits ehe er sich dazu entschloß, und zwar um dem militärisch verunglückten Unternehmen doch noch diplomatisch einen Erfolg abzugewinnen, ihn der Gedanke eines Separatfriedens lebhaft beschäftigte, und daß es nicht an ihm gelegen hat, wenn es nicht schon im März 1742 zu einer Verständigung mit Oesterreich kam. Aber der von seiner Regierung wiederum mit Vermittelungsversuchen betraute Lord Hyndford zögerte diesmal, weil er dem König wegen seines Abspringens von den Kleinschnellendorfer Verabredungen persönlich grollte, überaus lange, seinem Auftrage nachzukommen, und beobachtete auch bei den seit dem 17. April in Breslau mit Podewils geführten Verhandlungen eine so kühle Reserve, daß nichts daraus wurde, obwohl der König in seiner Ungeduld aufs lebhafteste einen Abschluß erstrebte. Freilich fügte er jetzt zu der Forderung von Glatz noch die des Königgräzer Kreises von Böhmen hinzu, und wenn er zeitweilig dafür Oberschlesien nehmen wollte, kam er doch zu Podewils' Kummer immer wieder auf diese Idee zurück, die Hyndford nimmermehr dem österreichischen Hofe plausibel machen zu können glaubte. Da schnitt letzterer selbst durch einen Rückfall in den alten hochmüthigen Standpunkt die Aussicht ab, daß die Unterhandlungen vor dem Gewinn einer neuen Schlacht irgend einen befriedigenden Erfolg haben könnten. Schneller als beide Parteien es gedacht, führte der Versuch des Prinzen Karl von Lothringen, bei dem König vorbei, von dem er nicht ahnte, daß er bereits eine größere Truppenmasse an der Elbe um sich concentrirt hatte, gegen Prag zu marschiren, diese Entscheidungsschlacht herbei, bei Chotusitz, unweit Czaslau, am 17. Mai, und in ihr einen glänzenden Erfolg für Friedrich.

Jetzt hielt diesen nichts mehr an der Seite seiner Verbündeten fest, deren immer deutlicher zu Tage tretende Schwäche und Leistungsunfähigkeit ihn, statt ihm Vortheile zu gewähren, höchstens in den gemeinsamen Verlust hineinzuziehen drohte, während er glauben konnte, den Wiener Hof endlich zu der Ueberzeugung gebracht zu haben, daß man diesen Feind ohne ein empfindliches Opfer nicht loswerde. Nur müsse er, lauteten jetzt seine Instructionen an Podewils nach Breslau, außer Glatz auch noch den Königgräzer Kreis haben, und der Friede müsse in kürzester Zeit zustande kommen. Nachrichten von der schlechten Lage der Franzosen, die in Prag immer gefährdeter wurden, und die Befürchtung, dieselben könnten einen plötzlichen Frieden machen, ließen ihn dann doch

die erste Forderung wieder aufgeben; er drängte ungeduldiger als je zum Abschluß und befahl Podewils am 9. Juni, er solle von Oberschlesien zu erlangen suchen, soviel er könnte, eventuell aber selbst auf die Abtretung von Niederschlesien mit Neisse und der Grafschaft Glatz hin binnen 24 Stunden die Präliminarien abschließen. Es war unter diesen Umständen ein eigner Glücksfall, daß, als diese Depesche am 11. Juni in Breslau eintraf, Podewils bereits am 10. Juni durch die Drohung, die Verhandlungen würden sonst wieder ohne Resultat abgebrochen werden, Lord Hyndford zu dem Geständniß gebracht hatte, daß er schlimmsten Falles ganz Oberschlesien ohne Teschen und Troppau anzubieten bevollmächtigt sei. So betraf der Abschluß nur noch Nebenpunkte, die durch gegenseitiges Nachgeben erledigt wurden, und diesmal beeilte sich der Wiener Hof ohne Weiterungen zuzugreifen, sodaß Friedrich schon am 21. Juni die Ratification der Präliminarien in den Händen hatte, die ihm eine Provinz gewährten, welche seinen bisherigen Staat um ein volles Drittel vergrößerte.

So war geschehen, was man nach der ganzen Lage der Dinge und der Natur der antipragmatischen Allianz erwarten mußte. War Frankreich empfindlich davon berührt, so muß hervorgehoben werden, daß gerade die schwächliche und ungeschickte Kriegsführung des Marschalls Broglie in Böhmen und die Besorgniß, der Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury, könne selbst durch einen plötzlichen Separatfrieden ihn ganz oder zum Theil um die Früchte seiner Kriegsführung bringen, den König zu so schnellem Abschluß drängte. Die Staatsraison des 18. Jahrhunderts kannte nur eine Interessenpolitik, ihr entsprechend hat Friedrich gehandelt. Treffend charakterisirt Grünhagen die Situation in dem Capitel über die Berechtigung des Friedens: „Der Herrscher eines kleinen Staates von verhältnißmäßig geringen Hilfsquellen ringt mit Aufbietung aller Energie darnach, unter Benutzung günstiger Umstände inmitten feindlich gesinnter Großmächte soweit emporzukommen, um seinem Staate die Möglichkeit einer selbständigen Politik, einer freien Selbstbestimmung zu sichern. Alle Kräfte seines Landes setzt er an das große Unternehmen, und das Glück lächelt ihm, er wird militärisch Herr des gewünschten Landerwerbes; nur als es sich darum handelt, auch den Bundesgenossen den in Aussicht genommenen Antheil zu sichern, haben alle seine Anstrengungen, welche diese nicht hinreichend unterstützten, keinen Erfolg, und er sieht sich vor die Alternative gestellt, das bereits erworbene um der Bundesgenossen willen wieder aufs Spiel zu setzen und seinen erschöpften Vätern neue Opfer zuzumuthen, oder aber, die Bundesgenossen im Stiche lassend, sich mit seinem Gewinn aus dem Spiele zurückzuziehen und einen Sonderfrieden zu schließen.“ Und daran knüpft er weiter folgende sehr richtige Erwägung: „Wenn trotz aller der Erwägungen, die zu Friedrichs Gunsten sprachen, sein Verfahren vielfach mit unbilliger Härte beurtheilt worden ist, so müssen wir dabei auch immer daran denken, daß daran vor allem der doch ganz colossale Gewinn, den er und er allein aus dem ganzen Kampfe davongetragen, die Hauptschuld

trägt. Daß er den schlauen Cardinal überlistet, daß er Brühls Erwartungen aufs grausamste getäuscht hatte, wäre ihm vielleicht verziehen worden, daß er aber eine so große Provinz wie Schlesien bei dieser Gelegenheit gewonnen hatte, war etwas, über das man nicht so leicht wegzukommen vermochte. Nicht die Größe seiner Verschuldung, sondern die seines Gewinnes hielt die Gemüther der Diplomaten in Aufregung. Die moralische Entrüstung zu beschwichtigen, hätte denselben wenig Anstrengung gekostet; das Gefühl des Neides und der Mißgunst niederzukämpfen, wäre über ihre Kräfte gegangen. Und doch, wer wollte leugnen daß diese große Erwerbung theuer genug erkauft worden ist. Wohl mag es wahr sein, daß es wenig Beispiele giebt, wo eine Eroberung von solchem Umfange, solcher Bedeutung einem Herrscher als die Frucht eines kurzen Feldzuges zugefallen ist; aber ebenso gewiß ist, daß nicht leicht eine Erwerbung mit so furchtbaren Anstrengungen und Opfern hat vertheidigt und gesichert werden müssen, als eben Schlesien. Der beste Theil dieser unvergleichlichen Heldenkraft hat sich aufgezehrt in dem Kampfe gegen halb Europa, das Preußen den Landgewinn von 1742 wieder abzunehmen sich verbunden hatte, und keiner der Neider des großen Königs hätte wohl den Preis zahlen mögen, den dieser darangesezt, oder mit ihm tauschen mögen in den furchtbaren Drangsalen des siebenjährigen Krieges.“

Wir scheiden hiermit von dem trefflichen Buche Grünhagens, indem wir noch bemerken, daß außer dem, worauf schon hingewiesen ist, der zweite Band auch sonst, fast mehr noch als der erste, neues bringt, so namentlich die Darstellung der Schlacht bei Chotusitz, der auch ein Plan beiliegt, die Verhandlungen über den Grenzzug in Oberschlesien, die Einrichtungen des Königs in der neuen Provinz u. a. m., dazu auch einige archivalische Beilagen.

Breslau.

H. Markgraf.



Zwei Molière-Biographien.



on je haben die kosmopolitischen Deutschen den Cultus von Geistes-
herven gepflegt, ohne nach deren Nationalität zu fragen, ja den
hervorragendsten unter ihnen hat man sogar eigne Stätten zu
ihrem Dienste zugerichtet. So haben wir neben dem Goethe-
Zahrbuche, das vor zwei Jahren entstanden ist, schon seit langem
ein Dante- und ein Shakespeare-Zahrbuch, und seit einiger Zeit ist auch Molière,
dem seine Landsleute schon lange ein mikrologisches Studium widmen, in Deutsch-